

bauern aus dem Gau, weil es aus ihrem Leben und Fühlen war, was sich vor ihren Augen abspielte. Da saßen sie gespannt auf den Zuschauerbänken, schauten und lauschten dem meisterhaften Drama. Ich las das Miterleben auf den durchfurchten Gesichtern der Bauern und die Erschütterung in den Mienen der Frauen. Das gleichnamige Werk von Gerhart Hauptmann hätte sicher nicht die gleiche Wirkung hervorgebracht. Erschüttert und erfüllt von den seelischen Kräften im Volke ging ich damals von dannen.

Unseren fränkischen Bauern — dieses Wort hat für mich noch einen guten Klang — kann man mit einer Verbeugung nicht imponieren; ein fester aufrichtiger Händedruck ist ihnen lieber. Auch der Schlager „Madam, ich liebe sie“ bedeutet ihnen nichts; denn ihr Liebesbekenntnis „Madla mogst mi, oder i zerreiß mei Schmieß“, ist zwar rauher aber herzlicher.

Warum weiß man im Maingrund oder im Steigerwald oft mehr von Nikolaus Fey, Alfred Buchner, Widder, Jörg Geuder und wie sie alle heißen, als wie von Goethe und Schiller? Weil die Schöpfungen unserer Heimatdichter aus dem Volke herausgewachsen sind. Ich möchte den fränkischen Bauern zurufen: Lest an den Winterabenden aus Büchern, in denen Menschen zu euch sprechen, die eure Sprache reden und lieben, die von eurem Leben wissen und mit euch fühlen!

Jedes Buch in fränkischer Mundart sollte Aufmerksamkeit erwecken und Leser finden, weil es uns etwas aus unserem eigenen Leben und Fühlen zu sagen hat.

Dem Michl sein Austrag

Von Gusti Galtner, Fürtch

Alle Jahre einmal, wie das Christkindchen, kam der Onkel Michl zu Müllers zu Besuch. Aber nicht wie das heilige Kindlein am Weihnachtsabend, sondern an Lichtmeß, dem Zieh- und Wandertage der ländlichen Dienstboten, dem Zahltage für Knechte und Mägde, denn der Onkel Michl war Altknecht beim Meierbauern in Ripsheim. Da hielt er das ganze Hauswesen in musterhafter Ordnung. Die Kleinknechte, die Mägde, die Kinder des Bauern mußten nach seinen Angaben zeitig aus den Federn. Wohlgekämmt und sauber gewaschen mußten sie bei der Morgensuppe sein und artig die Hände zum Gebete falten. Bei der Mittagmahlzeit aber sprach der Michel selbst mit andächtiger Miene endlose Dankgebete für alle guten Gaben und trotz seiner aufrichtigen Andacht hob er von Zeit zu Zeit die Augenlider, um sich der Aufmerksamkeit der Andern zu versichern.

Lichtmeß aber bekam er seinen Jahreslohn und teilte ihn je nach seinen Bedürfnissen in verschiedene Teile, der Hauptteil kam auf die Sparkasse. Dann marschierte der Michl nach Windsbach zu seinem Bruder und zwar in der Sonntagsmontur.

Da warteten schon sechs Buben und drei Mädels auf den Onkel Michl. Der saß zwar erst längere Zeit in der Stube und schwieg. Dann plauderte

er zögernd mit dem Vater und der Mutter, während die Neune in den Ecken lauerten. Endlich zog er sein lederneß Geldbeutelchen aus der Hosentasche, klaubte umständlich eine Mark heraus und sagte: „Rinner, do könnt'r Brezen holln!“

Wie die Stoßvögel stürzten die großen Buben auf das Geldstück und rannten damit zum Bäcker. Nach einer Weile kamen sie wieder und schütteten die Brezen aus einer großen Tüte auf den Tisch. Nun standen alle Kinder erwartungsvoll, verdrehten die Augen und die Kleinsten steckten die Fingerchen in den Mund. Dann teilte der Michl die Brezen.

„Zwa brauch i am Hamweg, zwa ghörn der Bäueri, zwa in Bauern, fünfe für die Knecht und Madn, dreia für die Rinner daham. So die übrigen könnt'r Euch taln.“

Und sie teilten, sehr gerecht natürlich unter den strengen Augen des Vaters. Dann kam die Suppe auf den Tisch. „Dnkl, mogst net mithalt'n?“ „No, wegern Essen bin i net kumma!“ Trotzdem löffelte der Dnkel Michl wacker mit von der Brotsuppe aus der großen, allgemeinen Schüssel.

„So,“ sagte er nach dem Essen „ez muß i mei War bsorgen!“

Dabei zog er einen langen Zettel aus der Tasche. Was gab es da alles einzukaufen! Schnur und Nägel und Draht zum Schuhflicken, Leder zum Sohlen. Strumpfwolle zum Stopfen und Stricken, weißen und schwarzen Faden. Nadeln, Knöpfe aller Art. Stoffe um Wäsche und Kleider auszubessern. Tabak zum Schnupfen und zum Rauchen. Kurz der ganze Michl wurde von oben bis unten ausgestaffiert. Dazu das Handwerkszeug zum Arbeiten, denn er sohlte seine Schuhe, strickte und stopfte seine Strümpfe, flickte seine Kleider und Wäsche.

Wenn der Dnkel Michl alle seine Besorgungen erledigt hatte, ging er mit dem Vater auf ein Seidel Bier ins Wirtshaus. Das war das einzige Mal im ganzen Jahr, daß der Michl sich ins Wirtshaus setzte. Aber da taute er auch auf und ließ seinen Bruder in sein strengverschlossenes Herz schauen. Sein ganzes Lebensprogramm stellte er vor ihm auf, denn der Michl, das war ein Schlauer. Arbeiten wollte er ja gern und sparen, aber dann wollte er sich ein schönes gesichertes Alter bereiten.

„Wast, Thom!“ meinte er pfiffig, „so zeha Jährla will i scho no diena, oba nacha legn mer unser Erspart's zam, faßn uns a Häusla und i hob ba Euch a schöis Austrag, Deine Rinner solln net z'kurz kumma. Wann i sterbn muß, ghört Euch alles!“

„Sm“ dachte Vater Müller, „das wäre nicht übel.“ Denn er kannte seinen Bruder und dessen fast übermenschliche Sparsamkeit, und daß er selbst bei Neunen nicht viel zurücklegen konnte, war klar.

Leider sollten die schönen Zukunftspläne des Michl durch das Schicksal grausam zerstört werden. Sein Bruder, der fleißige Steinbrucharbeiter, wurde von einer fallenden Wand erschlagen. Großer Kummer bedrückte die Witwe und ihre neun Waislein.

Doch mit Gottes Hilfe konnte sie bald einen nach dem andern der großen Buben in Dienst tun. Die Mädchen halfen durch Gängegehen manchen Zehner verdienen und die Kleinsten kamen in die Schule. Die Mutter selbst arbeitete von früh bis in die Nacht im Taglohn, um das kleine Haus, das noch ihr Mann sich erworben, erhalten zu können.

Mehrere Jahre kam der Michl nur ganz kurz zu Besuch. Die Trauer und die Sorgen, die im Hause herrschten, bedrückten ihn.

Endlich, als wieder einige Zeit verflossen war, rückte er mit einem neuen Plane heraus.

„Schwägeri, mir kennst anander heiretn, mir zwa!“ sprach er zu der erstaunten Frau und sein ausgemergelter Zeigefinger deutete von ihm zu ihr.

„Manst net, Dir tät a fleißiger Haushalter gut? Do hintn, hinter Dein Haus is doch no a Grund zon kafn. Der müßt mei ghörn. Do sezt i Obstbäum, Stüder Füzig, daß mer an Most hätt. Den mog i sei gern! Und a Ställa für a Kuh könnt mer a obaua. Was manst, vielleicht könnt mer no a Sau eistelln, daß mer es Jahr zwa mol schlachten könnten?“

„I man gor nix“ sagte Mutter Maria und setzte eine abweisende Miene auf „i brauch kan Mo mehr!“

„So, so“ schnüffelte der Michl „das überlegt der vielleicht doch no.“

„Na, na do brauchts ka überlegn!“ „Nächstes Johr frog i widder“ damit schob sich der Michl ganz freundlich zur Türe hinaus. Er fragte mehrere Male, immer umsonst. Dann machte ihm ein Anderes Sorgen. Die Entwertung des Geldes stieg und stieg und als die Festmark kam, war sein Häuflein Erspartes fast auf ein Nichts zusammengesmolzen, der Michl aber unversehens ein alter Mann geworden, alt und abgearbeitet. Trotzdem hielt er noch sich und das Anwesen des Bauern in strenger Zucht. Niemand merkte ihm an, wie tief ihm der Verlust seines sauer verdienten und sauer ersparten Geldes ging. Nur sein buschiger Haarschopf wurde weißer und weißer und seine Stirn zog sich in tiefe Runzeln. Von neuem legte er Geld zur Seite, aber recht langsam gingen jetzt die Wochen und Monate, bis wieder ein Jahr herum war und der Michl mit seinem Lohn in der Sparkasse am Schalter stand.

Als er wieder einen Tausender beisammen hatte und auch eine kleine Aufwertung dazu kam, fing er aufs Neue an, Pläne zu machen. Diesmal ging er zum Müllers Michl, dem dritten Sohn seines Bruders und von ihm dereinst aus der Taufe gehoben.

Der dünkte ihm der richtige Mann, um ihn zu verstehen. Zwar war er auch nur noch ein Knechtlein, aber soviel der Alte selbst gesehen oder vorsichtig ausgekundschaftet hatte, sparsam und fleißig.

Der schaute zwar nicht wenig, als der Alte angestolpert kam, denn er hatte noch nie einen Besuch empfangen, seit er im Dienst war.

„Jö, der Onkel“ sagte er daher mehr mißtrauisch als erfreut, „magst Di nit niedersitzen?“

„Woll, woll“ machte der alte Michl, setzte sich auf die Stuhlkante, steckte dann seine Pfeife in Brand und guckte passend in der Stube umher. Die Kinder des Bauern standen andachtsvoll vor ihm und steckten die Finger in den Mund. Endlich als sie doch merkten, daß dieser Besuch ihnen nichts mitgebracht hatte, verzogen sie sich.

Auf diesen Moment hatte der Onkel Michl nur gewartet.

„Du Michl!“ sagte er zu seinem Neffen „mogst net heiretn?“

„Na,“ erwiderte der junge Michl prompt „do derzu ho i no net gnug gspart!“

Da war der Onkel Michl mit seinen eigenen Waffen geschlagen, doch da er daraus ersah, daß der Andere auch solch ein genauer Knecht wie er selbst war, stieg sein Vertrauen und seine Zuversicht in einem solchen Maße, daß er dem jungen Sohne seines Bruders sein ganzes Herz öffnete. Er setzte ihm alle Pläne für sein Alter auseinander, von seinem Gelde und dem zweimal Schlachten und dem guten Most. Am Ende bekäme er dem Onkel seine ganze Sache, wenn er ihm ein Austragsstübchen einrichte und ihn auspflege. Dabei schielte er unter seinen weißbuschigen Augenbrauen in die offenen Züge des Jungen. Da stand aber ein „Nein“ schon bevor es ausgesprochen wurde.

„Ja alsdann“ meinte der Alte, „alsdann frag i Di halt aufs nächste Johr.“

Und er stapfte durch den Schnee wieder heim. Große Dampfwolken blies er in die Winterkäste und seine hartgearbeiteten Hände tasteten von Zeit zu Zeit nach der Brusttasche. Da steckte das Sparfassenbuch. Das war der Schlüssel zum ruhigen Alter, zu friedlichem Ausruhen, eine Türe würde sich schon mit aufsperrn lassen. Einen Unterschlupf würde er doch noch finden, wo er den müden Kopf hinlegen würde und rasten, endlich ausrasten.

Und der Onkel Michl trat wieder ins Tagwerk ein und schaffte und schaffte. Manches war ja nicht mehr so wie in seinen jungen Tagen. Alle aber sahen noch mit Respekt auf den Michl; der Bauer, die Tochter, die schon lange die verstorbene Mutter im Hauswesen ersetzte, die Knechte und Mägde.

Hart ging die Arbeit von statten, oft mußte er rasten, so lang war der Tag, noch länger die Wochen und Monate. Trotzdem kam der Alte noch ein paar Jahre zum Michl und fragte: „Michl, heirets eh?“

„Na“ sagte der junge Michel, „i hob no net gnug banander!“ Traurig ging der Onkel von dannen.

Da geschah es eines Tages, daß die Müllers Mutter ihre Ziegen fütterte. Jetzt gehörten sie noch ihr, aber im Oktober bekam das Häuschen mit Allem ihr ältester Sohn Fritz und sie zog zu ihrer Tochter Babette. „Ja, ja“ dachte sie im Stillen, „heute ist der zweite Februar, war da nicht immer der Schwager Michl gekommen, der Michl mit seinem Jahrlohn, den er zur Sparkasse trug.“

Und über diesen Gedanken überhörte die Müllers Mutter ganz, daß leise, tastende und so langsame Schritte über die Treppe hinaufgingen, wo ihr Sohn Fritz einstweilen wohnte.

Als aber die Suppe auf dem Tisch stand und die zwei jüngsten Buben, das Schneiderlein und das Schusterlein eben die Löffel eintauchten, ging die Türe auf und der Michl trat ein, der alte, weißhaarige Michl. Der tat die Kappe ab und auf seinem Gesichte stand ein stilles Leuchten.

Dann sagte er freudig: „Schwägeri, eh hob i doch no an Austrag kriegt. Grad komm i mit Deim Fritz vom Notar, dem Fritz hab i mei Sach verschreibn lassen.“

Und der richt mir a Stübl, a Austragsstübl.“